

Religion – nur ein Evolutionsvorteil?

Für eine bestimmte Art zu denken muß es von besonderem Reiz und großer Plausibilität sein, Religion evolutionsbiologisch zu erklären, und es scheint, daß diese Sicht von der intellektuellen Publizistik zunehmend geteilt wird. Der naturalistische Ansatz verspricht einen Konsens in Sachen Religion, der einem keine direkte Stellungnahme mehr abverlangt und Überlegenheit verbürgt. Ausgangspunkt ist die Verwunderung darüber, daß die gute alte Religion trotz zunehmender Verwissenschaftlichung und Rationalisierung immer noch existiert. Wer mit Max Weber eine „Entzauberung der Welt“ im Lauf der Moderne erwartet hat, fragt sich ja nicht ohne Grund, wie es kommt, daß immer noch 77 Prozent der Europäer und noch mehr Amerikaner an Gott glauben, spirituelle Erfahrung – trotz geschwächter Kirchenbindung – weiterhin gesucht wird und ein Protagonist der säkularen Vernunft wie Jürgen Habermas angesichts von Gentechnik und Globalisierung die Gesellschaft davor warnt, sich durch den Ausschluß der Religion „von wichtigen Ressourcen der Sinnstiftung abzuschneiden“. Wenn sich die Religion – so der biologische Grundgedanke – als so widerstandsfähig erweist, befriedigt sie offensichtlich wichtige Bedürfnisse und muß auf diese Weise seit der Frühzeit des Homo sapiens einen Überlebensvorteil geboten haben.

So wurde die „neurotheologische“ Annahme, religiöse Erfahrung beruhe auf der Reduzierung der Hirnaktivität im oberen Scheitellappen, die Andrew Newberg, Eugene d'Aquili und Vince Rause in ihrem vielbeachteten Buch „Der gedachte Gott“ (2003) vertraten, von ihnen in einen evolutionären Zusammenhang gestellt: Die genetisch vererbte Fähigkeit, transzendente Einheitserfahrungen zu erleben, verleihe religiösen Vorstellungen Wirklichkeitscharakter mit dem evolutiven Vorteil, daß die Menschen angstfreier, glücklicher und gesünder leben können.

Auch die Annahme des Molekularbiologen Dean Hamer, 40 bis 50 Prozent unserer Spiritualität seien erblich und in der Gen-Variation VMAT2 verankert, wird von ihm mit der These verknüpft, „daß eine der wichtigsten Aufgaben, die Gottes-Gene in der Selektion haben, darin besteht, den Menschen mit Optimismus zu versorgen“. Ein anderer Biologe, der bekennende Atheist David Sloan Wilson, hat in seinem Buch „Darwins Cathedral“ (2002) ebenfalls evolutionsbiologisch argumentiert: Religion – das habe er bei 35 Glaubenssystemen nachgeprüft – bringe Mitglieder religiöser Gruppen dazu, Ausbeutung und Betrug zu minimieren und sich kooperativ und helfend zu verhalten. Also entwickeln sich Religionen „in einem Evolutionsprozeß, weil sie Überleben und Reproduktion von Menschengruppen beeinflussen. Religion ist ein symbolisches System, mit dem eine Gemeinschaft effizient organisiert werden kann.“

Wer seinen Gottesglauben über die kritischen 70er und 80er Jahre hinweggerettet hat, mag zuerst einmal aufatmen! Endlich darf man wieder ohne intellektuelle Skrupel beten und Gottesdienst feiern: Die derzeit höchste intellektuelle Instanz, die Leitwissenschaft Biologie, befindet, Religion sei lebensdienlich. Wir sind also nur der Überlebensdynamik der Evolution gefolgt, wenn wir an ihr festgehalten haben.

Doch dieses einschränkende „nur“ ist genau das Problem. Evolutionsbiologen wie Wilson halten jede Art von religiösem Glauben für eine Erfindung mit Überlebenswert aber ohne objektiven Erkenntniswert. (Nur Newberg schließt letzteres nicht aus.) Wer jedoch Religion aus der Innenperspektive kennt und um die Denkbemühungen in der Geschichte der Religionen und der Philosophie weiß, muß sich wundern, mit welcher Leichtigkeit hier alle Glaubensrichtungen kurzerhand auf die Befriedigung emotionaler und sozialer Bedürfnisse reduziert werden. Gewiß, wenn religiöses Erleben, Denken und Verhalten von einzelnen und von Gruppen aufrechterhalten wird, befriedigt es Motive, wie sie uns die Persönlichkeits- und Sozialpsychologie beschreiben: Bewältigung von Angst und Trauer, Streben nach Kontrolle und Selbstwertgefühl und anderes mehr. Doch zu den religiösen Motiven gehört bei Menschen mit reflektiertem Glauben eben auch das metaphysische Fragen nach unserem Woher und Wozu und das Bedürfnis nach Widerspruchsfreiheit. Das zeigen die enormen Unterschiede in den verschiedenen Auffassungen vom Göttlichen; das belegt aber auch die Tatsache, daß man durch intellektuelle Einwände seinen Glauben verlieren kann, obwohl er einen emotional befriedigt hat. Wird man mit den übervereinfachenden Erklärungen der Evolutionsbiologen auch nur entfernt dem metaphysischen Suchen und Forschen der Religionen gerecht?

Nun sind die beschriebenen evolutionsbiologischen Ansätze in wissenschaftlicher Hinsicht eher spekulative Schnellschüsse als ernst zu nehmende Hypothesen. Warum aber halten sie manche Medien für so plausibel? Dies verdankt sich sicher der Faszination, die der Versuch ausübt, möglichst alles Verhalten des Menschen, auch sein Kulturschaffen, aus den Mechanismen der Evolution zu erklären. Wenn dabei die Eigendynamik des Gott-Denkens verkannt wird, und wenn Naturwissenschaftler ihre atheistische Einstellung manchmal mit recht schlichten Einwänden begründen, liegt dies wohl auch daran, daß die Mainstream-Philosophie seit Jahrzehnten dem Dogma folgt, nach Kant könne man nicht mehr wissenschaftlich von Gott reden. Dieses metaphysische Verstummen, das auch ein Argumentieren auf der Ebene der Plausibilität ablehnt, hat ohne Zweifel zum Verschwinden des Themas „Gott“ aus dem kollektiven Bewußtsein der Intellektuellen beigetragen und die Ignoranz in religiösen Dingen gefördert. Wenn sich in letzter Zeit vereinzelt Philosophen wieder zur Gottesfrage äußern, könnte dies dazu beigetragen, daß das, was 77 Prozent der Europäer glauben – darunter auch Naturwissenschaftler und Philosophen – von denen, die dies nicht glauben, besser verstanden wird.

Bernhard Grom SJ